

Aufgewachsen
in der
DDR

Das
ORIGINAL

Wartberg Verlag

WIR
vom
Jahrgang
1968

Kindheit und Jugend

Dörte Rahming



Aufgewachsen
in der

DDR

Dörte Rahming

WIR

vom
Jahrgang

1968

Kindheit und Jugend

Impressum

Bildnachweis:

Dörte Rahming: S. 5, 6 u., 7 r., 8, 9, 11, 13, 14, 15 o., 16, 17, 19, 20. 21, 22, 23, 24 o./u., 25, 27, 28, 29 o., 30 o.l./u., 31, 34 l./r., 38, 40, 42, 43, 44, 48, 50, 53 o./u., 55 u., 56, 58, 60, 61; Sabine Meinert: S. 6 o., 33; Silke Rönick: S. 7 l., 46, 51, 52 o./u., 54 o./u., 57, 59 l., 63; Freia Schlünz: S. 10; Gunnar Brosch: S. 26; Urheber unbekannt: S. 29 u., 30 o.r., 45, 59 r.; Buchcover „Der brave Schüler Ottokar“, Eulenspiegel Verlagsgruppe, Berlin: S. 35; DDR-Museum, Berlin, Foto Dörte Rahming: S. 55 o.; ullstein bild – Peter Timm: S. 15 u.l.; ullstein bild – Teutopress: S. 15 u.r.; ullstein – dpa: S. 32; ullstein bild – ADN-Bildarchiv: S. 39; ullstein bild – PAI-Foto.pl: S. 47



www.ddr-museum.de

Wir danken allen Lizenzträgern für die freundliche Abdruckgenehmigung. In Fällen, in denen es nicht gelang, Rechtsinhaber an Abbildungen zu ermitteln, bleiben Honoraransprüche gewahrt.

Ich möchte mich bei allen bedanken, die meine Erinnerungen mit ihren Erlebnissen bereichert haben, vor allem bei Heidi und Wolfgang Rahming, Silke Rönick, Torsten Lehmann, Marlis Guth, Michael Seidel, Sabine Meinert, Ute Wittstock, Barbara und Michael Klamp, Heidrun Fiedler und Gerda Damaschke. Außerdem Dank für Geduld und Anregungen an meine privaten Lektoren Axel Meyer, Katja Bülow, Peter Dierken und Ole Welzel.

7., überarbeitete Neuauflage 2017

Alle Rechte vorbehalten, auch die des auszugsweisen

Nachdrucks und der fotomechanischen Wiedergabe.

Gestaltung und Satz: r2 | Ravenstein, Verden

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Kassel

Buchbinderische Verarbeitung: Buchbinderei S. R. Büge, Celle

© Wartberg-Verlag GmbH

34281 Gudensberg-Gleichen • Im Wiesental 1

Telefon: 056 03/9 30 50 • www.wartberg-verlag.de

ISBN: 978-3-8313-3168-0

Vorwort

Liebe 68er!

Eigentlich gehört uns diese Bezeichnung ja gar nicht – landläufig sind die 68er die Studenten, die in den Jahren um unsere Geburt herum versucht haben, die ganze Gesellschaft umzugestalten. Zumindest auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs.

Wir hingegen haben damals erst mal nur das Leben unserer Eltern umgestaltet – das dafür umso nachhaltiger. Vorläufig war für sie Schluss mit sorg- und verantwortungsloser Freizeit oder durchgeschlafenen Nächten. Wir neuen Menschlein erhoben unsere Stimmen – zunächst mit forderndem Geschrei zum unpassenden Zeitpunkt, später mit nicht enden wollenden Frageserien zu den großen und kleinen Problemen dieser Welt („Warum regnet es?“, „Warum schläfst du noch?“ oder „Warum geht ihr zur Arbeit?“).

Noch später wurden wir Pioniere und dann FDJler, Mitglieder in GST, DSF oder DTSB. Schule, Arbeitsgemeinschaften oder Training prägten unseren Tagesablauf. Dazwischen erlebten wir den ganz normalen Wahnsinn des Großwerdens: zwischen Pflichten und Vergnügungen, Klassenarbeit und Kino, Disko und Diskussionen, Lebenslust und Liebesleid.

Politisch herrschte Ende der 60er-Jahre relative Ruhe. Der Prager Frühling war schnell Geschichte. Es ging alles „seinen sozialistischen Gang“, wie ein Schlagwort es ausdrückte. Mitte der 70er-Jahre jedoch änderte sich die Stimmung. Wohnungen und Waren wurden knapper, aber in den Zeitungen war nach wie vor nur von Erfolgen die Rede. Kaum noch jemand glaubte an diesen ständigen Selbstbetrug. Der Innendruck des Landes stieg und suchte nach einem Ausweg.

Als 1989 die politische Wende kam, waren wir schon erwachsen. Wir haben das Ende unseres Staates bewusst erlebt, und so hat uns die DDR fürs ganze Leben geprägt – mit allen guten und weniger guten Erfahrungen. Wir werden immer „Ossis“ bleiben, und ich wünsche euch, dass ihr zu euren Wurzeln stehen könnt – bei aller Offenheit für die ständige Veränderung der Welt.

Dörte Rahming

Dörte Rahming

1968- 1970

Von der Wiege in den Märchenwald

Die neuen 68er sind da!

Das Licht der Welt, das wir erblickten, war ein künstliches: weiße Neonröhren erleuchteten den Kreißsaal, das Geflimmer wurde von den ebenso weißen Wänden reflektiert. Nebenan hinter der spanischen Wand kämpfte sich oft gerade ein Altersgenosse in die Welt hinaus. Kaum atmeten wir allein, bekamen wir ein Bändchen mit einem Heftpflaster ums Handgelenk, darauf vermerkt waren Name und Geschlecht – Verwechslung ausgeschlossen.

Denn schon nach wenigen Stunden hielten die Ärzte und Schwestern des Krankenhauses uns für selbstständig genug, ohne Mama, dafür unter unseresgleichen zu sein: auf der Neugeborenenstation. Nur alle vier Stunden legten sie uns nebeneinander auf einen Wagen, um uns zu unseren Müttern zu transportieren. Dort wurden wir verteilt – entsprechend der

Chronik

8. April 1968

Ein Volksentscheid billigt die neue Verfassung für die DDR, die sich darin als „sozialistischer Staat deutscher Nation“ bezeichnet.

30. Mai 1968

In Leipzig wird die vollkommen intakte Universitätskirche gesprengt.

11. Juni 1968

Im Verkehr zwischen der DDR und der BRD wird die Pass- und Visapflicht eingeführt.

1. Juli 1968

Die Mindestrente in der DDR wird auf 150 Mark erhöht.

20. August 1968

Truppen des Warschauer Paktes, also auch Soldaten aus der DDR, marschieren in die Tschechoslowakei ein und beenden gewaltsam den „Prager Frühling“.

12.–27. Oktober 1968

Bei der Olympiade in Mexico City treten erstmals zwei deutsche Mannschaften an, allerdings noch ein letztes Mal mit gemeinsamer Hymne und Flagge.

8. Mai 1969

Kambodscha nimmt als erstes nichtsozialistisches Land diplomatische Beziehungen zur DDR auf. Dafür gehen die diplomatischen Beziehungen zur Bundesrepublik verloren. Später im Jahr erkennen mehrere arabische Staaten die DDR an.

3. Oktober 1969

Die DDR bekommt ein zweites Fernsehprogramm.

19. März 1970

Erstes deutsch-deutsches Gipfelgespräch: der Vorsitzende des Ministerrates der DDR, Willi Stoph, und Bundeskanzler Willy Brandt treffen sich in Erfurt. Die Bevölkerung begrüßt den Kanzler stürmisch und löst dadurch Unwillen bei der eigenen Regierung aus.

21. Mai 1970

Das zweite Gipfeltreffen zwischen Stoph und Brandt in Kassel endet ergebnislos. Stoph beharrt auf die Anerkennung der DDR durch die Bundesrepublik.



Glücklich auf der Welt angekommen.

gängigen Lehrmeinung sollte man nicht öfter stillen. Der Lärmpegel von acht oder zwölf hungrigen Babys zerzte an den Nerven der Anwesenden – die folgende Stille, wenn sie alle an Mutters Brust lagen, schien absolut.

Nach einer halben Stunde war das Paradies aber schon wieder vorbei: Wir wurden eingesammelt und zurück auf die Kinderstation gebracht. Unsere Mütter blieben zurück – voller Sehnsucht. Aber sie sollten sich schonen, wenig aufstehen, Kräfte sammeln für den Alltag zu Hause.

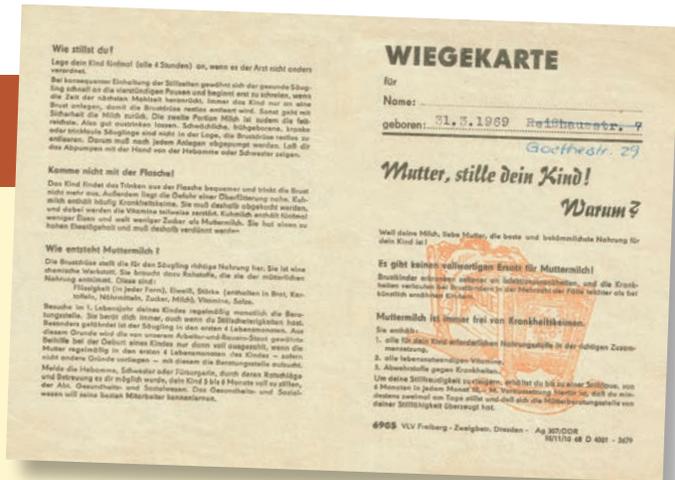


Staatliche Tipps für die jungen Mütter.

Privatleben unter ärztlicher Aufsicht

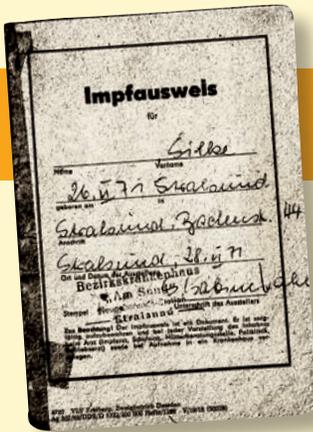
Der Alltag zu Hause begann ungefähr eine Woche nach unserer Geburt. Gelernt ist gelernt: Unsere Mütter legten uns weiterhin nur alle vier Stunden an die Brust – zwischendurch gab's Tee aus dem Fläschchen.

Doch irgendwie hat es gereicht – wir entwickelten uns prächtig. Das wurde regelmäßig bei der Mütterberatung festgestellt. Ein Mal in der Woche wiegen, messen, abhören beim Kinderarzt. Diese Vorsorgeuntersuchungen waren Pflicht – wer sich nicht dran hielt, bekam kein Stillgeld. Und das waren immerhin



Am Wochenende war Zeit für die Familie: erst kuscheln ...

zehn Mark im Monat – ein halbes Jahr lang. Bei einem Durchschnittsverdienst zwischen 600 und 800 Mark konnten die Familien so eine kleine Zusatzzahlung gut gebrauchen. Später kamen die ersten Impfungen. Sie machten uns immun gegen Mumps und Masern, Röteln und Pocken, Keuchhusten und Kinderlähmung. Auch hier gab es keine eigene Entscheidung – die Spritzen waren vorgeschrieben.



... später spazieren gehen.

Nahrungskette von oben nach unten

Meist war nach zwei Monaten Schluss mit der häuslichen Idylle. Die Jung-Mütter mussten wieder arbeiten – acht von zehn Frauen hatten einen festen Job. Die meisten von uns wurden in die Kinderkrippe gebracht, manche von Tagesmüttern betreut – nur dass es diesen Begriff damals noch nicht gab.

Pro Tag bekam die junge Mama anderthalb Stunden Zeit, kurz vom Arbeitsplatz zu verschwinden und ihr Baby zu stillen – eine Chance immerhin, dem Kind noch eine Weile die „beste und bekömmlichste Nahrung“ zukommen zu



lassen. So stand es immerhin auf den Stillkarten, die von den Schwangerenberatungsstellen ausgegeben wurden.

Dazu gab es Milasan, Milchpulver zum Anrühren – einen Brei, der uns satt und zufrieden machte. Später Ki-Na (Kindernahrung), am Wochenende auch mal selbstgemachten Milchbrei.

Was unsere Körper nicht brauchten, landete in Stoffwindeln. Die mussten nach Benutzung mühsam saubergemacht, eingeweicht, gewaschen, gespült werden. Glückliche, wer damals schon eine Waschmaschine, die legendäre WM 66, besaß. Alle anderen standen am großen Wäschetopf und fischten die sauberen, heißen Windeln mit einem großen Holzlöffel heraus. Eine mühsame Prozedur – verständlich, dass unsere Eltern sie möglichst bald hinter sich lassen wollten. Und so fanden wir uns, kaum dass wir freihändig sitzen konnten, auf dem Töpfchen wieder. Die Ergebnisse stellten sich zunächst natürlich eher nach dem Zufallsprinzip ein, aber mit der Zeit merkten wir, was das Ganze sollte.



Frühes Topfen spart Windeln und Arbeit.

Mobil-Werdung

Die Zeiten wurden spannender – für uns. Und anstrengender – für unsere Eltern. Vorbei die Monate, da sie uns einfach irgendwo hinlegen oder hinsetzen konnten und uns nach einer Weile noch genau dort wiederfanden. Wir entdeckten das Krabbeln und damit die Welt um uns herum. Unsere Mütter (oder auch Väter) hatten aber ja gelegentlich was anderes zu tun, als alle wachsamen Augen auf uns kleine Tunichtgute zu werfen. Also verfrachteten sie uns samt Lieblingsspielzeug ins Laufgitter. Dort saßen wir auf ungefähr zwei Quadratmetern und waren mehr oder weniger zufrieden.

Meist weniger, denn das Protestgeheul wurde im Laufe der Wochen lauter. Irgendwann lernten wir, über das Gitter zu klettern und dahin zu krabbeln, wo Mama war, zum Beispiel in die Küche. Wenn sie clever war, teilte sie uns das Schrankfach für die Plasteschüsseln zum Ein- und Ausräumen zu.



Der Prager Frühling und sein Ende

Im Januar 1968 war Alexander Dubcek zum Vorsitzenden der kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei gewählt worden. Unter Führung des Slowaken begannen Reformen in Politik und Wirtschaft. Die Zensur wurde abgeschafft, Presse- und Versammlungsfreiheit garantiert, der unzufriedenen Bevölkerung mehr Liberalismus in Aussicht gestellt. „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ wurde zum Schlagwort des Prager Frühlings, wie die Entwicklung in der ČSSR – nach einem gleichnamigen Musikfestival – genannt wurde.

Doch außerhalb der Staatsgrenzen, bei den sozialistischen Bruderländern, wurde die Entwicklung mit Besorgnis registriert. Insbesondere der sowjetische Staats- und Parteichef Leonid I. Breschnew sah die Einheitlichkeit des Ostblocks gefährdet. Walter Ulbricht, damals Staatsratsvorsitzender der SED, befürchtete, dass der Reformkommu-

nismus auch in der DDR populär werden könnte.

In der Nacht zum 21. August 1968 marschierten Truppen der „befreundeten Bruderarmeen“ in die ČSSR ein. Dubcek wurde nach Moskau gebracht. Dort unterschrieb er das so genannte „Moskauer Protokoll“, die Kapitulation.

Als er es wenig später im Fernsehen vorlas, hörte auch der gewaltlose Widerstand der Bevölkerung gegen die Eindringlinge auf.

Dennoch starben mehr als 100 Menschen durch die Besatzung. Die gerade begonnenen Reformen wurden wieder rückgängig gemacht. In der DDR gab es Demonstrationen und Flugblattaktionen gegen den Einmarsch – sie wurden jedoch schnell durch die Sicherheitsorgane unterdrückt.

Im November verkündete die so genannte Breschnew-Doktrin, dass sozialistische Länder nur eine begrenzte Souveränität haben.



Krippe, Krabbler, Krankheiten

In der Kinderkrippe fanden wir unsere ersten Freunde. Sie waren genauso klein wie wir, aber zusammen lernten wir die Welt kennen. Zunächst krabbelnd, später laufend, rennend, spielend.

Manche wurden schon ganz früh am Morgen gebracht – ab sechs Uhr hatten die Einrichtungen geöffnet. Um halb acht gab es Frühstück, danach wurden die Babys noch mal für ein Stündchen hingelegt, um Kraft zu tanken für den erlebnisreichen Vormittag. Selbst hier in der Krippe gab es einen Plan, welche Beschäftigung an welchem Tag dran war. Musik, Sport, Spiele und Spracherziehung waren die Sachgebiete, deren Lernziele in einem dicken Buch festgelegt waren.

In diesen Wagen konnten auch die Kleinsten mit zum Spaziergang.





Erste Freundschaften im Kindergarten.

Meist war danach noch Zeit für einen Spaziergang. Die ganz Kleinen saßen zu sechst in einem Wagen und betrachteten die Umwelt. Die Größeren gingen an der Leine: ein langer Strick mit Laschen, an die alle anfassten. So konnte keins verloren gehen. Zurück im Haus, gab es Mittag – extra für kleine Mägen zusammengestellt und im Hause gekocht.

Damals gab es genug Personal für alle Aufgaben. Die Erzieherinnen hatten jeweils sechs bis sieben Kinder zu betreuen. Außer der Köchin gab es noch eine Wäschefrau, die für saubere Sachen sorgte. Und das hieß in erster Linie: saubere Windeln. Die Mull- oder Vliestücher wurden zentral zur Verfügung gestellt und gewaschen. Die Eltern bekamen sogar ein Paket mit nach Hause, damit die Kleinen morgens in Staatswindeln zur Krippe gebracht werden konnten. So blieben die Wäschestücke immer im Kreislauf.

Aus der Krippe brachten wir auch unsere ersten Krankheiten mit. Bei so vielen Kleinen auf einem Fleck hat immer eins Husten oder Schnupfen – und schon fingen wir uns die Bakterien ebenfalls ein. So ging jungen Müttern der Ruf voraus, öfter mal der Arbeit fernzubleiben – „mit Kind krank“. Ihre Aufgaben mussten von den Kollegen miterledigt werden. Schlimm für die, deren



Kinder sehr anfällig waren. Da ließ sich der eine oder die andere Vorgesetzte schon mal zu Sätzen hinreißen wie: „Wenn ich gewusst hätte, dass Sie so viel ausfallen, hätte ich Sie nicht genommen.“ Zum Glück hatten solche Sprüche keine Konsequenzen für die Eltern. Und wenn die Kleinen zu oft krank waren, konnte der Kinderarzt die Mutter auch mal ein halbes oder gar ein ganzes Jahr vollständig von der Arbeit freistellen.

Denn die vielen Kinder wurden vom Staat begrüßt. 2,4 Kinder pro Frau waren nötig zur Reproduktion der Gesellschaft, und so forderte ein leitender Angestellter mit Blick fürs große Ganze einmal seine Mitarbeiter auf, die Frauen doch „in ihrer vaterländischen Pflicht zu unterstützen“, wenn sie ihren Nachwuchs gesundpflegen mussten.

Sprüche bekamen auch unsere Väter zu hören. Wenn Mama im Schichtdienst arbeitete, erschien eben Papa am Kindergartentor und holte uns ab. Und wenn wir krank waren, meldete manchmal auch er sich krank. Manch ein Chef tobte zunächst, gewöhnte sich allmählich aber an den zeitweise abwesenden Familienvater.

„Telespargel“ als Politiksymbol

Walter Ulbricht hatte das letzte Wort und entschied: „Der Fernsehturm kommt an den Alexanderplatz.“

Knapp viereinhalb Jahre nach dem Beschluss wurde am 3. Oktober 1969 der Berliner Fernsehturm eröffnet. Mit 365 Metern Höhe weithin sichtbar, sollte er ein Symbol für den sozialistischen Teil Deutschlands sein. Das Bauwerk war damals der zweithöchste Turm Europas, nur der Moskauer Fernsehturm ragte noch höher auf.

In erster Linie jedoch war der „Telespargel“ eine Touristenattraktion. Hunderttausende standen jedes Jahr an, um Berlin von oben zu sehen. Zwei Personenaufzüge bringen bis heute die Besucher in die Kugel.

Dort, rund 200 Meter über dem Boden, sind zwei von sieben Geschossen für die Besucher geöffnet: die Aussichtsplattform und das Telecafé. Wer dort einen Platz ergatterte, konnte sich in aller Ruhe einen Rundumblick über die riesige Stadt verschaffen: Der Außenring der Kugel dreht sich in einer halben Stunde ein Mal um die eigene Achse. So hatte man den Westen wenigstens mal von oben gesehen.

Doch der Fernsehturm war nie nur ein Turm zum In-die-Ferne-Sehen. Der Ostteil der Stadt brauchte in den sechziger Jahren eine eigene Antennenanlage für Funk und Fernsehen, und so war das Wahrzeichen immer auch eine technische Einrichtung.